

Im 15. Jahrhundert waren in Europa Gewürze sehr teuer und die Seide aus Asien beliebt. Doch die Reise nach Indien war beschwerlich - sie kostete viel Geld, weil hohe Zölle für die Waren verlangt wurden. Zudem wurden die Handelsrouten immer wieder gesperrt.

Da hatte Kolumbus eine Idee: Weil ja die Erde ziemlich sicher eine Kugel sei, müsse es doch auch möglich sein, mit dem Schiff nach Westen zu fahren - immer weiter, bis er schließlich Indien erreichen würde.

Kolumbus berechnete die Entfernung und dabei passierte ihm ein gewaltiger Fehler: Er überschätzte sich beim Erdumfang und ging davon aus, dass die Reise nach Asien viel kürzer sei. Um ungefähr 10 000 Kilometer hatte er sich verrechnet!

Kolumbus selber hatte kein Geld für sein Projekt. So suchte er Sponsoren, wie wir heute sagen würden. Das spanische Königspaar unterstützte sein Vorhaben schließlich. Die Spanier versprachen sich Macht und Reichtum für ihr Land, sollte Kolumbus wirklich den Seeweg nach Indien finden.

Kolumbus stach am 3. August 1492 mit seinem Flaggsschiff Santa Maria sowie den beiden kleineren Karavellen Niña und Pinta von Palos bei Huelva aus in See - immer Richtung Westen auf der Suche nach Indien.

Nach drei Wochen Fahrt kamen Angst und Zweifel auf: Weit und breit keine Küste!

Am 12. Oktober 1492 erklang der ersehnte Ruf: „Land in Sicht!“. Dass aber Indien in weiter Ferne lag und er einen riesigen neuen Kontinent entdeckt hatte, ahnte Kolumbus nicht.

Die Erzählung (nach Walter Best) „Die Piraten von Palos“ berichtet von drei spanischen Jungs, die von Abenteuern und fernen Welten träumten und sich zu einer Kolumbusfahrt aufmachten.



Leise öffnete der Pater Aufseher die Tür zum großen Schlafsaal im Waisenhaus zu Huelva. Sein Blick ging über die dreißig Betten, die ausgerichtet nebeneinander standen. Wie jede Nacht, wenn er seine Runde durch das Haus machte, zählte er die dunklen Haarschöpfe, die aus den weißen Bettlaken herauschauten. Er wusste genau, wenn in dem oder jenem Bett einmal ein dunkler Fleck fehlte, dann lag Juan oder Antonio, Jose oder Manuel in der Krankenstation. Selten kam es vor, dass ein Bett länger als acht Tage leer stand, wenn wieder einmal ein Zögling des Waisenhauses ins Leben hinaus entlassen worden war.

Der Pater Aufseher ging zu den Fenstern und schaute über das nächtliche Land. Die Flut des Atlantischen Ozeans rauschte aus dem Golf von Cadiz in den breiten Mündungsarm des Odiel, die Fischerboote hatten den Hafen schon längst verlassen. Im Osten zog eine schwere, dunkle Gewitterwand hoch.

Die Lippen des Paters bewegten sich wie in einem stummen Gebet. Wird diese Nacht wieder ihre Opfer verlangen? Werden die Boote alle

heimkehren, die am Abend ausgefahren sind? Morgen oder übermorgen geht vielleicht wieder die Glocke beim Pater Pförtner, und ein paar weinende Buben, deren Väter nicht mehr von der See heimgekommen sind, werden dem Waisenhaus gebracht.

Die Augen des Paters folgten den Wolken. Es wird nicht mehr lange dauern, dachte er, bis das Wetter hier ist. Leise verriegelte er die Fenster, durch die der aufkommende Gewitterwind mit seinen ersten Stößen blies, und ging hinaus. Der Tag war für ihn zu Ende, seine dreißig Zöglinge schliefen fest.

Der Pater Aufseher war ehrlich müde von seinem Amt, denn die dreißig spanischen Buben, die ohne Eltern im Waisenhaus aufwuchsen, stellten ihn vor manch schwierige Aufgabe. Söhne von Seefahrern und Fischern waren sie, denen das Meer Schicksal bedeutete. Aber karg war heute der Lohn, hart das Leben, das sie erwartete. In jedem von ihnen steckten noch die alte Abenteuerlust und der unbändige Stolz, dass einst von hier, aus ihrer Heimat, der große Christoph Kolumbus ausgefahren war mit seiner

kleinen Flotte, besessen von der Erkenntnis, dass die Erde rund sei und der Weg über den unerforschten Ozean ihn nach Indien führen würde. Nicht weit von Huelva weg, auf der anderen Seite der Landzunge, die der Odiel und der Rio Tinto begrenzten, lag der Hafen Palos, von dem der große Entdecker im August des Jahres 1492 ausgefahren war. Zwar fand er nicht Indien, aber die Entdeckung der Neuen Welt, Amerikas, war das Ergebnis seiner tollkühnen Fahrt nach dem Westen gewesen.

Den Enkeln und Urenkeln der Entdecker ist nur die Erinnerung an die große Tat geblieben und der Stolz, der dem Pater Aufseher so manche Sorgen bereitete.

Drüben im Hafen von Palos schaukelte an der Kaimauer das naturgetreue Modell der „Santa Maria“, die einst das stolze Flaggschiff des Kolumbus war. Heute besuchen die Fremden, die nach Südspanien kommen, das Schiff, das sich neben den Dampfmaschinen wie eine Nusschale ausnimmt. Ein Fremdenführer zeigt es ihnen für ein paar Peseten, und ein Gruseln überläuft die Besucher, wenn sie den Kompass sehen, nach dem der Admiral einst gesegelt ist. Aber ganz Spanien hütet dieses Schiffchen als Nationalheiligtum, und immer wieder betteln die Buben von Palos und Huelva darum, einmal auf den Planken der „Santa Maria“ stehen zu dürfen.

Der Pater Aufseher streckte sich auf sein Bett. Es war gut, schnell einzuschlafen, vielleicht trieb ihn das Gewitter in dieser Nacht noch heraus. Die letzten Perlen seines Rosenkranzes rieselten ihm durch die Finger.

Der große Plan

Es war die Nacht von einem Donnerstag zu einem Freitag im August 1935. An einem Freitag im August des Jahres 1492 war Christoph Kolumbus von Palos abgefahren.

Wie Wildkatzen schlichen zur gleichen Stunde, als der Pater Aufseher den Schlafsaal im Waisenhaus betrat, drei vierzehnjährige Jungen durch die Straßen von Huelva. Jeder Schattenwinkel wurde ausgenutzt. Beim geringsten Laut blieb Ramon Gonzales, der Anführer, stehen, und in das Grollen des Gewitters schlug das Hämmern von drei Herzen.

„Ramon, wollen wir nicht umkehren?“ Diego hielt sich neben dem Kameraden, der verbissen weiterhastete. „Bei dem Wetter ist es doch Quatsch, in einer halben Stunde gießt es mit Kübeln, Ramon!“

Der Angeredete blieb stehen. Er war so nahe

an Diego herantreten, dass dieser das Feuer in Ramons Augen sah.

„Hast du Angst? Dann kehr um. Jetzt kommst du noch in den Stall zurück. Und morgen früh kannst du petzen, dass wir abgehauen sind!“ Fast tonlos zischte Ramon Diego an.

„Hau ab, wir brauchen dich nicht. Juan ist ein anderer Kerl als du!“

„Ich bin nicht feige, Ramon, aber das Wetter.“

„Morgen ist der Tag, das weißt du, wir haben keine Zeit. Sollen wir warten, bis der Mond durchkommt, he?“

Juan hatte sich herangeschoben: „Und die Flut? Heute haben wir Ostwind, Admiral. Mein Vater ist immer ausgefahren vorm Gewitter. Lass ihn gehen, Admiral, der Bauer versteht nichts von der Seefahrt!“

Diego straffte sich: „Haltet eure Schnauzen, ich ...“

Weiter kam er nicht. Der schwere Schritt der Polizeiwache polterte die Straßen herauf. Und jetzt flammte auch noch ein weißer Blitz über den Himmel. Die Jungen standen wie erstarrt. Sie hörten den Atem der Polizisten; aber die schwarze Dunkelheit nach dem himmlischen Feuerwerk hatte sie verschluckt.

„Jetzt Tempo, das war die letzte Runde. Die Straße ist frei.“ Ramon gab seine Befehle. Der Streit war vergessen. Die Straße vor ihnen schimmerte in ihrem weißen Staub. Hinter ihnen schrillte ein Glöckchen.

„Die Glocke!“ Juan krallte sich in Ramons Arm. „Wir sind entdeckt!“

Ramon war herumgefahren. Ja, drüben erklang die Glocke vom Waisenhaus, blechern schepperte sie ihr Bimbim in die Nacht.

„Die geben Alarm!“

„In den Straßengraben, Männer!“ Ramon flog in einem Hechtsprung von der Fahrbahn herunter.

Aber hinter ihnen verklang das Läuten, in der Stadt blieb es ruhig.

„Kamel“, fauchte Ramon, „das war die Stundenglocke.“ Juan verteidigte sich: „Das kann ich nicht wissen!“

„Weil du des Nachts pennst wie ein Murmeltier. Ich kenn sie aber, ich habe die Nächte wach gelegen und den Plan entworfen. Ich habe am Fenster gestanden und das Buch gelesen!“

Da war es, das Wort, das die drei zusammengeführt hatte. Das Buch! Ramon hatte es entdeckt auf dem Speicher des Waisenhauses in Huelva. In einer alten, morschen Kiste hatte es gelegen. Vielleicht schon hundert, vielleicht

schon zweihundert Jahre.

„Hast du das Buch?“, fragte Diego.

„Natürlich, Mensch, ich gehe doch nicht ohne das Buch auf Fahrt!“

„Ich meine ja nur. Wir schleppen schon genug. Die Decken, die Stiefel, das Brot, die Flaschen mit Wasser...“

„Den Kram kann jeder schleppen, das Buch hat keiner!“

Jawohl, das Buch hatte Ramon vor den beiden anderen das Ansehen eingebracht und den Titel „Admiral“. Er hatte seinen Fund vom Speicher mit Indianerschläue in den Schlafsaal geschmuggelt und in der verschlissenen Seegrasmattmatratze verborgen. Keiner hatte etwas davon gewusst. Aber Nacht für Nacht, wenn der helle Mond auf den Fenstern lag und der Pater Aufseher nach dem Nachtbesuch die Tür hinter sich geschlossen hatte, war Ramon aus dem Bett geschlüpft und hatte Seite für Seite gelesen, bis ihm die Augen zu schwer wurden. Ramon war schon ein Kerl. Den Tag über musste er mit den andern lernen, arbeiten und toben. Und wenn es abends rings um ihn schnarchte, dann lag er wach, zählte die Fliegen im Saal und sprach sich das Einmaleins vor, um nicht einzuschlafen, ehe der Aufseher gekommen war. Mit eisernem Willen hielt er durch. Fast wäre er einmal entdeckt worden, als ihn der Schlaf am Fenster übermannt hatte, aber die Morgenkühle hatte den jungen hochgetrieben. Ehe der Pater Aufseher zum Wecken erschienen war, hatte Ramon mit klopfendem Herzen und geschlossenen Augen auf seinem Bett gelegen. In den Nächten ohne Mondlicht holte er den Schlaf nach oder fieberte über seinem Plan.

Das Buch, das er entdeckt hatte, enthielt die genaue Reisebeschreibung der Fahrt des Christoph Kolumbus mit seitenlangen Auszügen aus den Tagebüchern des großen Admirals. Und stand da nicht irgendwo der Satz: „Wenn du diese Zeilen liest, junger Spanier, vergiss nie, dass du der Sohn der stolzesten Nation der Erde bist. Setz kühn deine Segel, und die Welt gehört dir!“ Hier sprach das Buch zu ihm, zu Ramon Gonzales, dem Fischersohn aus Palos, dem ruhmreichen Ausgangshafen der „Santa Maria“.

„Setz kühn deine Segel!“ In Ramon kam eine tiefe Bitterkeit auf. Wenn der Vater noch lebte, dann hätte er ein Boot. Aber eines Tages hatte die Mutter vergeblich am Kai von Palos gewartet; viele Segel waren aufgekreuzt, aber das eine hatte gefehlt. Vater Gonzales kam nicht wieder; mit seinem Boot und Ramons beiden großen Brüdern war er draußen geblieben. Die

Mutter begann zu kränkeln und starb knapp ein Jahr nach Vaters Tod. Dann hatte das Waisenhaus zu Huelva den Jungen aufgenommen.

Diego und Juan, die gleich ihm aus Palos stammten, hatten in den letzten Wochen gemerkt, dass Ramon sich veränderte. Sonst war er im Unterricht bei den Besten, aber schon ein paarmal musste Juan ihn in die Seite boxen, damit Ramon nicht einschlief, und Diego flüsterte ihm erstaunt die Antworten vor, die Ramon verschlafen wiedergab, wenn der Pater Lehrer ihn fragte.

„Was hat der Ramon nur?“

„Vielleicht ist er krank?“

Auf dem Schulhof pendelten die beiden auf ihn zu, als er im Schatten eines Baumes vor sich hin döste, halb im Schlaf, halb in weiter, weiter Ferne.

„Mensch, was ist denn mit dir los? Du schläfst ja mit offenen Augen!“ Ramon schien sie nicht zu sehen und zu hören. Er musste mit sich und seinem Plan fertig werden.

Vorgestern aber bestellte er die beiden Freunde zu jenem Platz, an dem sie sich früher immer getroffen hatten, wenn sie irgendeinen Lausbubenstreich aushecken wollten.

Diego und Juan kamen.

Ramon sah sie lange an.

„Nun red doch endlich!“ Die Neugierde fraß sie bald auf. Warum tat er so geheimnisvoll? Sonst trug er doch sein Herz auf der Zunge, wenn ein Plan ihn drückte. Und auf Ramon konnte man sich verlassen. Lieber nahm er die Prügel vom Pater Aufseher in Kauf, als dass er einen Kameraden verriet. Mit Ramon konnte man Pferde stehlen. Er kannte alle Schleichwege, er war schnell und sicher in seinen Entschlüssen und fürchtete sich nicht vor Tod und Teufel. Ein Pfundskamerad war er.

Ramon kniff die Augen zusammen. Sein Gesicht wurde schmal und hart.

„Ehe ich spreche, schwört mir Verschwiegenheit!“

Juan und Diego sahen sich an. Donnerwetter, so hatte Ramon bisher noch nie mit ihnen gesprochen. Er musste eine ganz große Sache im Sinn haben.

„Wir schwören dir!“

„Unsinn, das ist kein Schwur, der Männer auf Leben und Tod bindet. Wenn ihr bereit seid, dann sprecht mir nach!“

Den beiden wurden die Kehlen trocken, sie schluckten: „Wir sind bereit.“

„Wir schwören dem großen Admiral ...“

„Wir schwören dem ... „

„Wenn ihr nicht wollt, dann lasst es bleiben!“

Ramon drehte sich um.

„Ja doch! Wir schwören dem großen Admiral...“

Ramons Augen glühten: „... Christobal Colon, von jetzt bis in Ewigkeit Treue und Verschwiegenheit!“

Die beiden starrten ihn sprachlos an: Mensch, einem Toten können wir doch nicht schwören!“

Ramon fuhr hoch: „Ich bin Christobal Colon, der Ozeanfahrer, und will eure Namen mit meinem in das Buch der Geschichte einschreiben!“

Die beiden schworen. Sie schworen bei der Heiligen Mutter Gottes von Palos, dass sie gewillt seien, ihrem Admiral Christoph Kolumbus bedingungslos zu gehorchen, ihm zu glauben, dass die Erde rund sei, und mit ihm Amerika zu entdecken.

„Getreu dem Schwur ist es unsere Aufgabe, nicht zu rasten und zu ruhen, bis das Banner unseres großen Admirals auf dem Boden Amerikas aufgepflanzt ist.“

Nachdem der Eid geleistet war, brach es aus Ramon heraus. Juan und Diego hatten keine Zeit mehr, selbst einen klaren Gedanken zu fassen. Der „Admiral“ bewies ihnen, dass die Erde rund sei, dass man also zu Schiff nach Amerika kommen müsse, selbst wenn dieses Land auf der anderen Seite der Erde liege. Er schilderte mit glühenden Farben die Fahrt des Kolumbus und seinen Triumph, und schließlich entwickelte er vor den Freunden seinen Plan.

Das also war es! Juan und Diego bekamen den Mund nicht mehr zu. Juan war Feuer und Flamme. Natürlich, Ramon wusste den richtigen Weg, wie man aus der Zucht des Waisenhauses herauskommen und ein berühmter Seefahrer werden konnte. Juan war Fischersohn wie Ramon.

Diego schwieg. Sein Vater war Landarbeiter gewesen, bis ihn eines Tages ein wütender Stier auf die Hörner genommen und zerstampft hatte. Die Mutter konnte den jungen nicht ernähren und bat um seine Aufnahme ins Waisenhaus. Diego aber sann auf Rache, und er beschloss, Torero zu werden, um als Stierkämpfer zu Glanz und Ehren aufzusteigen. Bei jedem Todesstoß, den er mit seinem Degen dem Toro versetzte, wollte er den Namen seines Vaters sprechen. Das Meer war ihm fremder als den beiden andern. Aber er hatte doch mitgeschworen. Er wusste, was der Eid bedeutete.

Als Bauernsohn musste Diego die Verpflegung besorgen, denn Ramon ließ keinen Zweifel darüber bestehen, dass in achtundvierzig Stunden die große Fahrt angetreten werden müsse, sonst sei ein ganzes Jahr verloren. Juan hatte die seemännische Ausrüstung zu beschaffen, und Ramon bereitete die Flucht aus dem Waisenhaus vor.

Diego und Juan waren der Meinung, dass man das Waisenhaus erst um Mitternacht verlassen könne, wenn der Pater Aufseher im ersten Schlaf läge. Ramon grinste verächtlich. „Um Mitternacht? Da sind wir schon über alle Berge!“ „Und wenn der Pater die leeren Betten sieht?“ „Welche leeren Betten?“ „Unsere, Admiral!“ „Er sieht keine leeren Betten, er sieht uns fest schlafen!“ Ramon griff hinter sich und zog aus seinem Sack drei dicke Melonen heraus, die kunstvolle Perücken aus alten Wollfäden trugen. Er reichte jedem eine Melone: „Juan, bitte! Diego!“ Und in der Tat, der Pater Aufseher sah in der Gewitternacht drei schwarze Bubenköpfe in ihren Betten. Ramons Einfall war geglückt. Er hatte sich selbst die schwerste Aufgabe gestellt, eine Metallsäge zu besorgen und ein scharfes Handbeil. Das Beil war auf dem Holzspeicher des Waisenhauses leicht zu finden gewesen, aber die Säge hatte ihm einiges Kopfzerbrechen bereitet. Wenn Diego nicht den Einfall gehabt hätte, sich freiwillig zu einem Gang zum Schlosser zu melden, wer weiß, ob Ramon noch eine Säge gefunden hätte...

Jetzt lag Huelva hinter ihnen. Der Gewitterwind trieb die drei Jungen mit ihren Packen auf den Rücken vor sich her. Bei diesem Wetter brauchten sie nicht mehr zu befürchten, dass ihnen ein Mensch auf der Landstraße begegnete.

Plötzlich blieb Ramon stehen. Ein breiter Flächenblitz erhellte die Umgegend. Dort, ja, dort war das Meer! Er atmete tief. Die nächste Stunde musste entscheiden, ob die weite See ihm gehören oder ob sein Plan misslingen würde.

Im Hafen von Palos

Ein gelbes Licht flammte über den regennassen Kai von Palos. Eine Tür schlug zu. Mentez strich den tiefenden Südwester von der Stirn. Er legte keinen großen Wert auf dienstliche Formen vor dem Sergeanten der Hafengewache, als er sich zurückmeldete: „Ein Sauwetter draußen, Rodrigo. Die Kähne schaukeln nicht schlecht im Hafen.“

„Schon gut, Mentez. Wird genügen, wenn du in einer Stunde wieder losgehst.“

Mentez lachte: „Genügt, wenn ich mich beim Hellwerden wieder sehen lasse.“

Die beiden Männer ahnten in diesem Augenblick nicht, dass die eine Stunde genügte, um ganz Spanien in Bewegung zu setzen, sonst hätte Mentez sich nicht so seelenruhig eine Zigarette gedreht und Sergeant Rodrigo hätte nicht mit einem solchen Behagen gegähnt.“

Kaum war das gelbe Licht auf dem regennassen Kai von Palos verschwunden, als über die Hafestraße ein Schatten huschte. Hinter einem Poller duckte sich eine schmale Gestalt. In kurzem Abstand folgte die zweite, dann die dritte.

Der „Admiral“ hatte seine beiden Getreuen, Juan und Diego, ans Ziel gebracht.

Mit dem Beil durchhieb er die gespleißten Ösen der beiden dicken Taue aus Manilahanf. Doch schon musste er einsehen, dass er einen großen Fehler gemacht hatte. Er war zu voreilig gewesen, denn das Schiff hing nun nur noch an einer schweren Kette, mit der sein Bug am Kai befestigt war. Sogleich schwenkte der hölzerne Rumpf von der Kaimauer weg, und der ursprünglich nur kleine Zwischenraum zwischen Schiff und Land vergrößerte sich zusehends.

Ramons Hände umklammerten die Kette, die auf und ab schwang.

„Fasst an, wir müssen das Schiff heranziehen!“

Sechs Jungenhände griffen zu. Aber Wind und Strom waren stärker.

Juan flüsterte erregt: „So geht es nicht, Admiral!“

Ramon biss die Zähne aufeinander: „Es muss!“

Ehe sie aber wieder anziehen konnten, wurde die Kette schlaff, und krachend schlugen die Fender des Schiffes an die Mauer. Juan hatte auf diesen Augenblick gewartet. Er federte hoch und sprang ins Ungewisse. Ramon und Diego hörten einen dumpfen Aufprall, als ob mit einem Hammer auf ein Fass geschlagen würde.

„Er ist drüben!“, murmelte Ramon. In der Tat war Juan glatt auf Deck gelandet.

Ramon wartete, dann packte er Diego: „Jetzt springst du!“

Diego zitterte vor Aufregung, gehorchte aber. Beim dritten Anprall des Schiffes kam Ramon hinüber. Unter ihm quietschte etwas auf, als er auf Deck aufsprang. Diego rieb sich sein Hinterteil: „Kannst du nicht achtgeben?“

Ramon grinste: „Leg deine Knochen woanders hin!“

Mit Juan tappte er auf dem stockfinsternen Schiff zum Heck. Die Ruderpinne war blockiert, aber der einfache Splint ließ sich schnell herausziehen.

„Du bleibst am Ruder, Juan, und legst hart backbord!“

„Zu Befehl, Admiral!“

Unter dem Druck des Steuerruders scherte das Heck aus. Der Bug des Schiffes schob sich gegen die Kaimauer, die Kette entspannte sich.

„Diego, du gehst zum Bugspriet und wahrst. Wenn sich etwas nähert, dann kriechst du unter dem Waschbord entlang zu mir. Wo ist mein Packen?“

Diego reichte ihm das Gepäck. Ramon suchte die Säge und machte sich an der Kette zu schaffen. Zweimal, dreimal riss das Eisen sich aus seiner Hand, dann griff das Sägeblatt.

Nach einer halben Stunde klirrte die Kette, ein Windstoß packte das Schiff, und plötzlich schwenkte der Bug frei in den Strom.

Ramon vergaß seine Vorsicht. Ein lautes „Ahoi“ war ihm unwillkürlich entfahren. Er rannte, stolperte und kletterte zum Steuerruder, um Juan abzulösen. Aber Juan hatte die Pinne schon umklammert. Er wollte das Ruder nicht aus der Hand geben. Ramon befahl: „Zum Fockmast, du musst das Segel setzen!“

Unwillig ließ Juan das Ruder fahren. Das musste er schon tun, Diego, die Landratte, hatte ja keine Ahnung von der Christlichen Seefahrt. Und außerdem erschien er in diesem Augenblick atemlos, um zu melden, dass das Schiff Fahrt aufnahm.

Ramon blickte über ihn hinweg: „Das Schiff fährt. Wir wollen hier keine Sommerferien machen. Troll dich zu Juan und hilf ihm, wenn er dich braucht.“

Das Focksegel war gerefft. Juan löste die Zeisinge, aber er musste schon Diegos Hilfe in Anspruch nehmen, um das Segel zu hissen. Kaum stand es vor dem Mast, als schon das Schiff mit erhöhter Fahrt aus dem Hafen trieb.

Auf den Kai von Palos schlug der letzte Gewitterregen, sonst rührte sich nichts.

An einem Freitag im August des Jahres 1492 war Christoph Kolumbus mit seinem Flaggschiff „Santa Maria“ und den Karavellen „Pinto“ und „Nina“ aus dem Hafen von Palos gesegelt.

An einem Freitag im August des Jahres 1935 flog die Tür der Hafewache zu Palos auf, und drei Männer starrten sich an.

„Die ‚Santa Maria‘ - die ‚Santa Maria‘...“
mehr brachte der Wächter von Spaniens
Nationalheiligtum, dem naturgetreuen Modell
des alten Flaggschiffs, nicht heraus.

Mentez und Rodrigo rieben sich die Augen.
„Kannst du nicht höflicher ...?“

Aber der aufgeregte Mann hatte den
Sergeanten schon aus der Wachstube gezerrt und
wies fuchtelnd mit seiner linken Hand zum
Hafen.

„Das Anfassen von Polizeibeamten ist nicht
...“, aber weiter kam Rodrigo nicht. Ja, zum
Teufel, was ist denn das? Er kniff erst das eine,
dann das andere Auge zu, doch es nützte nichts.
Wo sich die Aufbauten des alten Schiffes sonst
erhoben hatten, war nichts, rein gar nichts.

„Mentez, Alarm!“, brüllte er auf. Dann riss er
den zitternden Fremdenführer mit sich. Mentez
keuchte hinter den beiden her, ohne überhaupt
ein Wort begriffen zu haben.

Etwas schief, aber unendlich traurig erhob
sich das Häuschen neben dem Poller, und die
verwaschene Inschrift „Cassa“ schien höhnisch
über eine schwarze Kette zu lächeln, die ruhig in
das Hafenwasser hing.

„Weg“, konstatierte Rodrigo, womit er etwas
sehr Richtiges bemerkte.

„Fort“, echote der Fremdenführer und trat
gegen die sinnlos gewordene Kasse.

„Die Santa Maria“, sagte Mentez in
maßlosem Erstaunen und traf mit seiner
Bemerkung ins Schwarze.

Dann wurde es still, so still, dass man das
leise Schurren der Kette an den Mauersteinen
hören konnte.

Es war, aus der Entfernung betrachtet, ein
friedliches Bild: drei Männer in der
Morgensonne, die in das Wasser schauten. Aber
plötzlich kam in Rodrigo wieder Bewegung.
Immerhin, er war Sergeant, er war Behörde, und
das Nichts, das sich da seinen Augen bot, war
ein äußerst verdächtiger Tatbestand.

„Spuren...“, murmelte er vor sich hin, aber auf
den blankgewaschenen Pflastersteinen war nichts
zu entdecken. Er trat an die Mauer und griff zur
Kette. Im gleichen Augenblick stürzte auch der
Fremdenführer herbei und klammerte sich an das
dürftige Überbleibsel der stolzen „Santa Maria“,
als ob er damit den Strohalm gefunden hätte,
der ihn noch retten könnte. Da auch Mentez in
ihr den einzigen Tatzeugen vermutete, zogen sie
mit vereinten Kräften die Kette auf die Kaimauer
hinauf. Aber damit verschwand auch ihre letzte
Hoffnung, dass das kostbare Schiff zwar

untergegangen sei, sich aber doch noch am
anderen Ende der Kette befinde.

Jetzt hatten sie den untrüglichen Beweis vor
sich, dass die „Santa Maria“ in der Nacht vom
Donnerstag zum Freitag verschwunden war.

Rodrigo erkannte: Er musste nunmehr einen
Bericht an die Hafenbehörde erstatten. Er
schickte Mentez zur Wache zurück mit dem
Auftrag, Papier und Bleistift zu holen. Ohne sich
viel dabei zu überlegen, griff er nach dem
Kettenende, an dem noch vor wenigen Stunden
die „Santa Maria“ geschaukelt hatte.

Donnerwetter, da schimmerte doch unter
hellrotem Rost das blanke Eisen! Er strich mit
dem Finger über den Schnitt. Jawohl, die Kette
ist durchgesägt worden.

„Ich habe den Beweis!“

Der gebrochene Fremdenführer zuckte
zusammen. Er hatte gerade überschlagen, was
ihm die amerikanische Reisegesellschaft, die
heute angesagt war, an Einnahmen gebracht
hätte. „Schau her, der Tatbestand ist eindeutig.
Die Kette ist durchgesägt worden. Begreifst du,
was das heißt?“ Der Fremdenführer starrte auf
die Kette. Er begriff nicht, er begriff überhaupt
nichts mehr.

„Die ‚Santa Maria‘ ist gestohlen worden!“
Rodrigo blickte den anderen triumphierend an.
Mag jetzt kommen, was will, er, Rodrigo, hatte
als erster diese Feststellung gemacht. Hier lag
ein Verbrechen vor, das in der Geschichte der
Seefahrt einmalig war: Das Flaggschiff des
Admirals Christobal Colón war aus dem Hafen
von Palos gestohlen worden. Rodrigo hatte
begriffen, dass dieses Ereignis ihm die Stellung
kosten konnte, ja, dass eine Strafe nicht
ausgeschlossen war. Seine Chance war gering,
aber er hatte eine Chance: Sofort zum
Hafenkommandanten und Meldung machen,
Meldung mit dem Ergebnis seiner ersten oder
vorläufigen Untersuchungen.

Er setzte sich in Trab, ohne die Rückkehr von
Mentez abzuwarten oder sich von dem
Fremdenführer zu verabschieden. Und er gewann
seine Chance.

„Sergeant Rodrigo bittet dem Herrn
Hafenkommandanten melden zu dürfen, dass
heute Nacht im Hafen von Palos sich ein
Verbrechen ereignet hat, dessen erste Spuren
kurz nach der Tat in meiner Hand auf Grund
meiner Ermittlungen zusammengelaufen sind.“

Dann kam der Bericht von der
verschwundenen „Santa Maria“.

Der Kommandant war derartig betroffen, dass
er Rodrigo sofort zur Polizei jagte, wo dieser,

nun schon atemlos geworden, die gleiche Meldung wiederholte. Die Polizei erbat sich telefonisch die Unterstützung der Kriminalpolizei, da es sich im vorliegenden Falle nach den Feststellungen des Sergeanten Rodrigo von der Hafenwache um ein Verbrechen handeln müsse. Die Kriminalpolizei ihrerseits schickte umgehend ihre eigenen Beamten zum Hafen, so dass sich fast zu gleicher Zeit mit dem jetzt schon schweißtriefenden Rodrigo die Hafenkommantur, die Polizei und die Kriminalpolizei an den verlassenen Pollern und der an Land gezogenen Kette einfanden. Da von allen Seiten nur die Richtigkeit der ersten Feststellungen des Sergeanten Rodrigo, aber auch nichts mehr, ermittelt werden konnte, hatte Rodrigo das Glück, gewissermaßen der Held der ersten Runde im Kampf um die Wiederbeschaffung der „Santa Maria“ zu sein. Im Trubel der Ereignisse vergaß man ganz, Rodrigo oder Mentez zu fragen, wieso der Diebstahl geschehen konnte. Aber das macht eben ein Kapitalverbrechen aus, dass es trotz der besten Polizeiaufsicht geschieht. Wenn jeder Täter gleich bei der Tat ertappt würde, wäre die Geschichte witzlos.

Der Fremdenführer, der noch am frühen Morgen so traurig den entgangenen Verdienst überschlagen hatte, zählte am Abend voller Zufriedenheit die reichlichen Trinkgelder, die ihm am ersten Tag nach dem Diebstahl der „Santa Maria“ zugeflossen waren. Soviel Besucher hatte das Schiff vor dem Diebstahl in einem Jahr nicht gezählt, wie heute, da es verschwunden war. Und der nächste Tag versprach nicht schlechter zu werden.

Die örtlichen Dienststellen von Palos mussten Madrid, die Hauptstadt des Landes, verständigen. Zwar hoffte man in den ersten Morgenstunden noch, den Fall „Santa Maria“ schnell bereinigen zu können. Die Hafenpolizei war mit ihren Motorbooten losgefahren, jedes einlaufende Schiff wurde sofort abgefangen und seine Besatzung verhört. Auch hatte man sich mit den Lotsenbooten und Zollkuttern funktelegrafisch verständigt. Aber niemand hatte die „Santa Maria“ gesehen. Man stellte auf Grund der Rundengänge der Hafenwache den möglichen Zeitpunkt des Diebstahls fest, maß die Geschwindigkeit des immer noch wehenden Ostwinds und musste zur Erkenntnis kommen, dass die „Santa Maria“ bei voller Besegelung durchaus den Atlantik erreicht haben könnte, falls ihr vorher nichts zugestoßen war.

Eine Nation in Aufruhr

Der Polizeipräsident von Huelva ließ an dem besagten Freitagmorgen den Pater Aufseher vom Waisenhaus nun schon zum dritten Male hinauswerfen. Der Pater solle sich an irgendeinen Sekretär oder Kommissar wenden, aber ihn mit seinen Mitteilungen verschonen. Er habe im Augenblick andere Sorgen.

So kam es, dass die Meldung von der Flucht der drei Jungen aus dem Waisenhaus unbeachtet in einem Büro liegenblieb. Was sollte sie auch bedeuten gegenüber der Nachricht aus Palos, dass die „Santa Maria“ gestohlen worden war.

Gegen Mittag ließ sich der Polizeipräsident mit seinem Ministerium in Madrid verbinden.

„Hier Polizeipräfektur Huelva. Ja, der Präfekt spricht persönlich. Verbinden Sie mich bitte mit dem Vorzimmer des Herrn Ministers.“

„Hallo Huelva. Buenos dias, Herr Präfekt! Was gibt es? Ist bei Ihnen eine Revolution ausgebrochen?“

„Ich muß den Herrn Minister persönlich sprechen!“

„Aber hören Sie, der Minister hat gerade eine wichtige Konferenz und darf nicht gestört werden. Also was gibt es?“

„Heute Nacht ist die ‚Santa Maria‘ aus dem Hafen von Palos verschwunden.“

„Herr Präfekt, bitte machen Sie keinen Scherz. Sie scheinen zu vergessen, mit wem Sie spredien.“

„Ich spreche dienstlich und bin nicht zum Scherzen aufgelegt. Die ‚Santa Maria‘ - ich hoffe, Sie verstehen mich genau - das Nationalheiligtum unseres Volkes, wurde heute Nacht gestohlen.“

„Verzeihung, ich gebe Ihnen den Minister!“

Der Minister erbat sich laufend die Untersuchungsergebnisse. Er musste die Nation unterrichten.

Diesem Anruf folgten noch viele. Auf hundert Leitungen erreichten die alarmierenden Nachrichten aus Palos und Huelva die spanische Hauptstadt.

Die ersten Extrablätter der Madrider Zeitungen erschienen wenige Stunden später. Radio Madrid versprach, noch bis zum Abend den ersten Bericht seines sofort nach Palos entsandten Reporters zu bringen.

Am späten Abend wusste es das ganze Land: Die „Santa Maria“ ist gestohlen.

Man muss Spanien und sein Volk kennen, um zu verstehen, welches Echo die Nachricht fand. Es war, als wenn in Deutschland plötzlich der

Rundfunk seine Sendungen unterbrochen hätte, um mitzuteilen, dass der Kölner Dom seit heute früh von seinem Platz verschwunden wäre.

Die Regierung von Spanien wusste, dass sie alles daransetzen musste, die „Santa Maria“ wiederzufinden. Lieber hätte man eine Meldung entgegengenommen, ihre Trümmer seien irgendwo gesichtet worden - aber die Ungewissheit durfte nicht länger dauern.

„An alle! An alle! Sucht die ‚Santa Maria!‘“ Immer wieder hämmerten die Funker der Küstenstationen diesen Ruf in den Äther.

Die Flotte wurde eingesetzt. Das Marineministerium gab Befehl, alle Einheiten, die sich auf der See im Süden Spaniens befanden, hätten sofort die Jagd nach der „Santa Maria“ aufzunehmen.

„An alle! An alle! Sucht die ‚Santa Maria!‘“

Ein schwerer Kreuzer, der den Golf von Cadix ansteuerte, änderte den Kurs und stampfte mit schwarzer Rauchfahne in den Atlantik.

„An alle! An alle! Sucht die ‚Santa Maria!‘“

Über den Äther spannte sich ein Netz von Wellen, aber noch immer blieb die Nachricht aus, dass die „Santa Maria“ gesichtet worden wäre.

Vor den Zeitungsverlagen stauten sich die Menschen. Jedes neue Extrablatt wurde den Verkäufern noch feucht aus den Händen gerissen.

Aber niemand hörte eine Meldung, dass die „Santa Maria“ gefunden worden war.

Der Kommandant des Schweren Kreuzers, Commodore Don Estobal Corriente, stand mit seinen Offizieren auf der Brücke seines Schiffes. Unermüdlich suchten scharfe Prismenlinsen den Horizont ab. Aber die See war glatt und leer.

Plötzlich gab Don Estobal dem Rudergänger Befehl zur Änderung des Kurses. Erstaunt sah ihn sein Erster Offizier an. Don Estobal verstand die Frage, die in dessen Blicken lag. Lächelnd gab der Commodore die Antwort: „Ich versuche jetzt noch ein Letztes. Sie lachen vielleicht, wenn ich Ihnen sage, dass ich auf den Kurs gehe, den einst der große Admiral genommen hat.“

„Sie wollen den Kurs von Christobal Colon steuern?“ Erstaunt sah der Erste seinen Kommandanten an. „Genau denselben!“, erwiderte der Commodore.

„Ich bitte aber fragen zu dürfen, Commodore...“

Don Estobal fiel ihm ins Wort: „Ich kann mir vorstellen, was Sie jetzt denken. Aber ich darf Ihnen versichern: Ich glaube nicht an den

Klabautermann und nicht an Gespenster. Der alte Admiral segelt bestimmt nicht im Jahre 1935 noch einmal über den Teich. Aber ich habe ein seltsames Gefühl, mein Lieber, und ich will hoffen, dass mich mein Gefühl nicht täuscht.“

Der Funkoffizier meldete sich auf der Brücke. Er überbrachte dem Kommandanten ein Bündel Funksprüche. Die meisten kamen vom Land und fieberten vor Neugierde nach einem Ergebnis. Die anderen waren Fehlanzeigen von Nachbarheiten und Flugzeugen. Sie gaben ihren Standort bekannt und das Gebiet, das sie bis jetzt leider erfolglos abgesucht hätten. Den Commodore schien das nicht zu bewegen; das leise Lächeln stand noch immer, fast spitzbübisch, in seinem Gesicht. Er legte die Hand an die Mütze und wandte sich zum Gehen. Dann aber trat er noch einmal zu seinem Ersten Offizier:

„Wie lange ist es her, dass Sie jung waren? Verzeihen Sie mir bitte die Frage, aber in einer halben Stunde werden wir hoffentlich mehr wissen.“

Dann ging er langsam zur Offiziersmesse. Aber er hatte die Brücke noch nicht verlassen, als der Signalgast im Krähenest langgezogen auszusingen begann: „San - ta Ma - ri - a vor - aus!“

Mit einem Sprung stand Don Estobal wieder auf der Brücke. Im Nu hatte sich das Deck mit den Freiwachen gefüllt.

Tatsächlich - da - dort vorn tauchten die phantastischen Segel der Karavelle an der Kimm auf. Jetzt - bitte das Glas - jawohl, das ist das hölzerne Kastell!

Genau vor dem Bug des Kreuzers segelte die „Santa Maria“.

„Lesen Sie den Kurs!“ Der Commodore lächelte zu seinem Ersten hinüber.

„Er stimmt auf den Strich, Herr Kommandant!“

Die Maschinentelegraphen spielten und klingelten. Befehle jagten über Deck. Auf den Signalstationen standen die Signalgasten und begannen zu winken.

„Ich habe recht behalten, mein Gefühl hat mich nicht getäuscht“, der Commodore sprach es vor sich hin.

Ein schweres Brummen wurde über dem Kreuzer laut. Ein Flugboot der Kriegsmarine war dem Schiff gefolgt und setzte jetzt zu einer großen Kurve an. Das Flugboot war schneller am Ziel als der Kreuzer.

Im Summer der Funkbude tackte es. Der Funker jagte seinen Bleistift über das Papier:

„HA 37 überfliegt soeben die ‚Santa Maria‘. Schiff steuert mit ordnungsgemäß gesetzten Segeln auf geradem Kurs. An Bord befindet sich keine Besatzung.“

„Das ist doch Unsinn!“

„Vielleicht doch der Klabautermann, Commodore?“ Jetzt lächelte der Erste zu seinem Kommandanten.

Don Estobal Corriente ließ den Kreuzer backbord auffahren. In der Tat, an Bord rührte sich nichts. Mit Megaphonen wurde die Nusschale angerufen, die Männer auf den Signalstationen schrien mit angelegten Händen nach dem Segler hinüber.

Der trieb vorm Wind weiter.

„Na, bis Westindien wollen wir nicht neben dem Kahn kreuzen.“ Don Estobal gab den Befehl, drei Warnungsschüsse vor den Bug zu setzen.

Die Schüsse hallten über die See, und drei Fontänen stiegen hoch.

Steuerbord der „Santa Maria“ war das Flugboot auf dem Wasser niedergegangen und trieb mit halber Motorkraft auf die Karavelle zu. Als dritter im Bunde der Verfolger tauchte ein Unterseeboot auf.

Das zwanzigste Jahrhundert hatte mit seinen modernsten Fahrzeugen, mit Kreuzer, Unterseeboot und Flugzeug das Flaggschiff des großen Admirals im Atlantik gestellt.

Alle Augen waren auf den Segler gerichtet.

Da tauchte ein windzerzauster Bubenkopf über dem Schanzwerk auf, und eine Stimme krächte: „Hier Admiral Christobal Colon mit Kurs auf Westindien! Was wollt ihr?“

Wohl eine Minute stand tiefes Schweigen über dem Meer, dann brach es los, ein tausendfaches Gelächter von Brücke und Aufbauten, vom Turm des U-Bootes und aus den Kabinenfenstern des Flugzeuges.

Zwei Zeitalter begegnen sich

Ramon hatte die „Santa Maria“ mit guter Fahrt aus dem Hafen von Palos gesteuert. Die Regenböen waren ihm günstig, denn über dem Wasser war es so diesig, dass die heimfahrenden Fischerboote den Ausreißer nicht erkennen konnten. Im ersten Morgengrauen setzte eine kurze Flaute ein, in der die drei Jungen das Großsegel heißen konnten. Dann verteilte Ramon die Funktionen. Selbstverständlich übernahm er als Admiral das Ruder. Juan bekam wohl den Titel eines Ersten Steuermannes, aber er musste sein Hauptaugenmerk vorerst auf die

Segel richten. Diego wurde Maat und Smutje, er fühlte sich unter Deck wohler und hantierte eifrig an der Feuerstelle herum.

Die Sonne stieg über dem versinkenden Festland auf, der Wind stand gut, und das Wasser zeigte sich nicht als Spielverderber.

Herrgott, war das schön! Die Sonne, der Wind, das blaue Meer und drei junge Herzen voll Abenteuerlust! Vergessen war das Waisenhaus von Huelva, vergessen war alles, was Kummer machen konnte. Die Segel über den Köpfen, die Wellen vor dem Bug, und Smutje brachte drei dicke Kanten Brot aus der Kombüse.

Sie hörten nicht die Funken im Äther knistern, die nach ihnen riefen, sie dachten nicht daran, dass ein ganzes Land hinter ihnen den Atem anhielt. Was wollte es auch bedeuten? An einem Freitag im August des Jahres 1492 war der große Admiral ausgefahren. Der Tag war glückverheißend.

Am frühen Nachmittag entdeckte Ramon hinter dem Heck der „Santa Maria“ ein dunkles Wölkchen, das schnell und schneller wuchs. Eine Rauchfahne tauchte über der Kimm auf, und wenig später stellte der „Admiral“ fest, dass die Aufbauten eines Kriegsschiffes sich näher und näher heranschoben.

Er schickte Diego und Juan unter Deck, warf einen Blick auf den Kompass und versplintete die Ruderpinne. Dann kroch er zum Vorschiff, wo er Deckung unter den Segeln hatte, zog eine Decke über sich und wartete ab.

Ein schweres Brummen ließ ihn hochfahren. Verflixt, da setzte ein Flugzeug zu einer Kurve um die „Santa Maria“ an. Das Kriegsschiff war auch schon in bedrohliche Nähe gekommen, und Sirenengeheul und Rufe schallten zu Ramon herüber. Wenn Juan und Diego nur unter Deck blieben. Heilige Mutter von Palos, die Kerle fingen zu schießen an. Sollte er die Salven nicht beantworten? Die „Santa Maria“ war mit vier Kanonen bestückt. Aber hatte er Pulver, hatte er Blei? Bei Gott, wie konnte er daran denken! Christobal Colon war von keinem Gegner angefochten worden auf der Fahrt über den Ozean! Wahrhaftig, es war gut, dass ihm das große Vorbild einfiel! Wagten die da drüben überhaupt, gegen Christobal Colon anzutreten?

In diesem Augenblick hob er den Kopf über das Schanzwerk und schrie seine Verachtung über die See:

„Hier Admiral Christobal Colon mit Kurs nach Westindien! Was wollt ihr?“

Als dann das tausendstimmige Gelächter zurückbrandete, brach Ramon zusammen. Mit einem Schlucken in der Kehle rief er Juan und Diego an Deck. Die beiden, die nur die Schüsse, das Heulen der Sirenen, das Brummen der Motoren und die vielstimmigen Schreie gehört hatten, ohne zu wissen, was um sie herum vorging, kletterten zitternd den Niedergang herauf. Als Ramon seine Mannschaft sah, riss er sich zusammen.

Stolz, wie nur ein Spanier gehen kann, stieg er zwischen den beiden Getreuen das Fallreep an dem Kreuzer hinauf. Juan und Diego senkten die Köpfe. Der Landratte liefen ein paar Tränen über die braunen Backen.

Das also waren die Diebe der „Santa Maria“. Wegen dieser drei Knirpse wurde die ganze Nation in Aufregung versetzt! Die Matrosen packte eine gelinde Wut. Wenn es wenigstens richtige Verbrecher gewesen wären, Kerle, die man hätte überwältigen müssen, Seeräuber oder Banditen! Die rauen Seeleute kamen sich etwas lächerlich vor und sparten nicht mit frommen Redensarten, als die Jungen durch das Spalier der schimpfenden Matrosen gingen. Ramon warf den Kopf in den Nacken und blickte mit leeren Augen in die Luft. Von der Kommandobrücke löste sich die Gestalt eines goldbetressten Offiziers: Don Estobal Corriente, der Kommandant des Kreuzers, hatte den Anmarsch der Buben beobachtet. Er ging ihnen entgegen. Vor Ramon blieb er stehen. Um seine Lippen spielte immer noch das Lächeln.

Dann aber geschah etwas Seltsames. Der große Offizier hob langsam die Hand zur Mütze und grüßte: „Ich weiß die Ehre zu schätzen, Admiral Christobal Colon!“

Ramon war so verdutzt, dass er vergaß, die Hand zu ergreifen, die sich ihm jetzt entgegenstreckte.

„An alle! An alle! ‚Santa Maria‘ gefunden!“ Der Funkoffizier des Kreuzers stellte seine Station überhaupt nicht mehr auf Empfang um. Das war das einfachste Mittel, um dem Wellengeschnatter zu entgehen, das dem ersten Funkspruch von der Auffindung der „Santa Maria“ folgte. Inzwischen besetzte ein Prisenkommando des Kreuzers die Karavelle, die Segel wurden gerefft, und das Flaggschiff des Kolumbus folgte dem Kreuzer im Schlepp. Der leitende Ingenieur des Kriegsschiffes konnte feststellen, dass die drei jungen „Piraten“ an Bord des Modells keinerlei Schaden angerichtet,

sondern sich durchaus seemännisch betragen hatten. Am nächsten Tage lag über ganz Spanien ein fröhliches Lachen. Die Zeitungen brachten spaltenlange Berichte über die Flucht der Santa Maria“, Radio Madrid funkte seine Sonderberichte, und der Fremdenführer im Hafen von Palos musste am Sonntag noch zwei Hilfskräfte einstellen, weil er dem Besucheransturm allein nicht gewachsen war. Nach 450 Jahren hatte die Ausfahrt der „Santa Maria“ noch einmal die Augen der ganzen Welt auf Palos gelenkt. -

Und Ramon, Juan und Diego? Ramon war vor seiner Fahrt nur von dem Ruhm des großen Admirals besessen gewesen. Hatte er vergessen, dass auch Christoph Kolumbus in Ketten nach Spanien zurückgebracht und eingekerkert worden war? Nun, ganz so schlimm erging es ihm und seinen Kameraden nicht. Sie waren ja auch nicht wie Kolumbus bis Westindien gekommen. Aber immerhin stand er mit Juan und Diego drei Tage später vor dem Jugendrichter von Huelva.

„Ramon Gonzales, du gibst zu, aus dem Hafen von Palos die ‚Santa Maria‘ entwendet zu haben, zusammen mit Diego Casal und Juan Munoz?“

Ramons Augen blitzten, als er aufstand: „Juan und Diego haben nichts damit zu tun, Herr Richter, sie haben mir Gehorsam geschworen, bevor ich ihnen den großen Plan verriet. Sie haben bei der Heiligen Mutter Gottes von Palos geschworen, meine Befehle auszuführen.“

Juan und Diego stimmten nickend zu. Ramon war doch ein ganzer Kerl. Auch jetzt nahm er alles auf sich, wie immer.

„Ramon Gonzales, was hast du dir eigentlich bei diesem...“, der Richter machte eine kurze Pause, „bei diesem Lausbubenstreich gedacht?“

„Herr Richter, ich will es Ihnen erklären. Die Erde, Herr Richter, ist rund, sie ist eine Kugel. Wenn ich von Palos nach Westen segle, dann muss ich Land finden, Herr Richter, dann muss ich Westindien und Amerika entdecken!“

Der Richter biss sich auf die Lippen.

„Du musst?“

„Jawohl, Herr Richter, so wahr Gott lebt, ob Sie es glauben wollen oder nicht. Weil die Erde rund ist, muss ich zum Ziel kommen!“

Das Jugendgericht hatte es schwer, ernst zu bleiben, denn Ramon ließ sich auf keine andere Erklärung ein.

„Wir wären schon hinübergekommen, Herr Richter, die Erde ist wirklich rund!“

Don Estobal Corriente, der Kommandant des Kriegsschiffes, der als Zeuge der Verhandlung beiwohnte, meldete sich zu Wort:

„Herr Richter“, und wieder trug sein Gesicht das helle Lächeln, „wer mit vierzehn Jahren nicht den Willen hat, Amerika zu entdecken und die Welt zu erobern, der wird kein rechter Mann. Als ich gestern von Madrid den Befehl bekam, die ‚Santa Maria‘ zu suchen, wusste ich, dass ich dem spanischen Volk das Denkmal seines größten Ruhmes wiederzubringen hatte. Wo sollte ich das Schiff finden? Heute gestehe ich, ich dachte keinen Augenblick daran, einen Wahnsinnigen oder gar Piraten an Bord anzutreffen. Mir fielen nur die eigenen Jugendträume ein, ich dachte daran, dass auch ich einmal mit einem Segelschiff ausfahren wollte, um die Ferne zu entdecken. So kam ich auf den Gedanken, den alten Kurs der ‚Santa Maria‘ zu nehmen. Und fand das Schiff! Herr Richter, wenn Sie ein Urteil finden wollen, vergessen Sie nicht, dass Spaniens Größe aus diesem Gedanken geboren wurde.“

Im Verhandlungssaal, den vorher immer wieder Lachen durchschwirrt hatte, war es still geworden wie in einer Kirche. Don Estobal wandte seinen Kopf zu Ramon.

„Dass ich keine Segelschiffe stehlen musste, verdanke ich einem gütigen Schicksal. Ich konnte und durfte die Planken unter die Füße bekommen. Ich hatte das Glück, mit vierzehn Jahren zu wissen, dass das Meer meine Heimat würde.“

Ramon senkte den Blick vor dem Offizier. Nur nicht weich werden, nicht weinen. Der Kommandant kam auf ihn zu. Er schien das Gericht vergessen zu haben:

„Ich wünsche dem kleinen, kühnen Admiral viel Glück, ich wünsche ihm das gleiche Glück, das mir zuteil wurde.“

Diesmal nahm Ramon die harte Seemannshand, die ihm geboten wurde.

„Okay, Mister!“, rief eine Stimme aus dem Zuschauerraum, und Thomas F. Edson aus Boston erhob sich.

„Sie werden schon verstehen mich, wenn ich auch nicht so spreche Ihre Sprache. Glück ist nur Glück, wenn es möglich ist. Sonst weißt du nicht von Glück. Mein Name ist Edson, ich komme mit meiner Jacht nach Palos aus Amerika. Ich höre von diesem Youngster und bin da. No doubt, Herr junges Gericht, der Bengel ist okay.“

Mister Edson war bis zum Richtertisch getreten.

„Hier, meine Papiere. Könnte ich sein bei Ihnen, wenn nicht Amerika wäre worden entdeckt von Sie, Gentlemen? Amerika haben nicht Spanien entdeckt, aber Spanien haben Amerika entdeckt.“

Mister Edson konnte nicht weitersprechen. Der Zuschauerraum hatte sich in ein einziges Beifallstoben verwandelt.

Mister Edson konnte nicht gut Spanisch sprechen, aber er verstand die Spanier richtig.

„Ich liegen mit meinem Schiff ‚Miss Maud‘ drüben in Hafen. Ich bin so freundlich darüber, dass Alte Welt noch so jung ist. Geben Sie mir den Jungen auf mein Schiff? Was ist, boy? Wollen wir entdecken Amerika?“

Ramons Kopf lag auf seinem Arm. Sein schmaler Körper bebte unter lautlosem Schluchzen.

Mister Edson sah das Gericht an: „Machen wir Kummer von kleinem Boy kurz! Was kostet Schrecken von Spanien für vierundzwanzig Stunden, was kosten Kette von Schiff und Arbeit von junges Gericht? Wieviel Dollars?“

Mister Edson war ein Mann schneller Geschäfte, sonst hätte er es nicht zum Millionär in Boston gebracht. Er zog die Brieftasche und wollte zahlen.

Nun, ganz so schnell ging es nicht. Aber der Jugendrichter von Huelva wurde selber wieder jung, als er den Spruch fällte: Für Ramon Gonzales drei Tage Jugendhaft oder 100 Peseten Geldstrafe und einen strengen Verweis, für Juan und Diego je einen strengen Verweis.

Nach langen Wochen kam im Waisenhaus zu Huelva ein Brief mit fremden Marken an. Der Pater Aufseher übergab ihn seinen beiden Zöglingen Juan und Diego.

„Lieber Juan, lieber Diego“, so stand darin zu lesen, „*ich bin jetzt in Amerika. Eigentlich ist es schon entdeckt, aber das macht nichts. Ich habe doch recht gehabt, die Erde ist rund. Mister Edson ist ein feiner Kerl. Er hat bei mir schon recht gut Spanisch sprechen gelernt. Wenn ich ein eigenes Schiff habe, komme ich nach Huelva und hole Euch. Bei mir ist alles okay.*“

*In alter Treue
Euer Admiral Ramon Gonzales."*

Wörter, die in der Erzählung „Die Piraten von Palos“ vorkommen:
 (Von den drei Erklärungen ist nur eine richtig)

Pater	Lehrer	<u>Mönch</u>	Seemann
Zögling	Internatsschüler	junge Pflanze	Seilspiel
Pförtner	Koch	Uhrenmacher	Türwächter
Peseta	ehem. span. Geld	Eseltreiberin	Mehlspeise
Planke	Brett	Marzipan	Schlingpflanze
Rosenkranz	Gebetskette	Kinderspiel	Gartenbeet
Admiral	Kampftaucher	höchster Seeoffizier	Bewunderer
Banner	Fahne	Gefängnis	Bratspieß
Toro	Suppenwürze	Stier	Turm
Kai	Uferbefestigung	Raubfisch	Schnellboot
Südwester	Sommerjacke	Ureinwohner Amerikas	Regenhut
Sergeant	Künstler	Unteroffiziersgrad	Dieb
Poller	Heizung	Pfosten	Mövenart
Öse	Polizistin	Ring, Schlaufe	Fernglas
Fender	Beil	Puffer	Anker
Pinne	Kartoffelsorte	Teil der Steuerung	Auszeichnung
Splint	Kiefernart	letztes Aufbäumen	Sicherungsstift
Spriet	Schiffsjunge	Segelstange vorn	Untergang
Bug	vorne beim Schiff	Keller	Ratte
Fock	Motor	Flugzeugstyp	Vorsegel
reffen	hetzen	Segel verkleinern	abhauen
Zeising	Singvogel	Segelbefestigung	Geldbetrag
Karavelle	Bonbon	historischer Schiffstyp	Rettungsboot
Flaggschiff	Führungsschiff	Schlusslicht	U-Boot
Lotse	Eskimo	ortskundiger Führer	Delphinart
Kutter	kleines Schiff	Windjacke	Säbel
Präfekt	Kneipe	Verwaltungsbeamter	Windrichtung
Minister	Junge	hohes Regierungsmitglied	Handwerker
Äther	Himmel	Antenne	Untergrund
Kreuzer	Kanone	kleineres Kriegsschiff	Ankerkette
Brücke	Segel	Ort des Kommandanten	Essraum
Prismenglas	Trinkgefäß	Feldstecher	Auszeichnung
Klabautermann	Schiffskobold	Seemannsliedermacher	Pirat
Krähenest	Masttopp	Ankerspitze	Kielbefestigung
Kimm	Inselgruppe	Meeresgrund	Horizont
Kastell	Prospekt	Wehraufbau	Flagge
backbord	links	rechts	mittig
Megaphon	Musikinstrument	Seeungeheuer	Lautsprecher
Maat	Befestigungstau	Schiffsunteroffizier	Untergang
Smutje	Schiffskoch	Schiffsjunge	Matrosenbraut
Schanzwerk	Schutzaufbau	langer Roman	Pfusch
Fallreep	Strickleiter	Unfallsursache	Waffe
Prise	Wind	erobertes Schiff	Wunder
no doubt	Hundeverbot	kein Zweifel	Rauchverbot
youngster	Verbrecher	Jüngling	Greis